

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Er errötete, weil er jetzt gezwungen war, ihr seine Verhältnisse zahlenmäßig klarzulegen. Er wußte, daß ihr, die selbst ein großes Vermögen besaß, Geld nicht imponierte. Um so stolzer machte es ihn jetzt, daß er ihr zeigen konnte, auf wie festen Füßen er stand. Noch nie war zwischen ihnen vom Geld die Rede gewesen.

Sie brachen auf, um nach der Fabrik hinauszufahren.

Der Wagen durchquerte die Straßen, bahnte sich bald einen Weg durch wimmelnde Menschenmassen und ratternde Fuhrwerke aller Art, bog wieder in enge Nebengassen ein, in denen vornehme Häuser still träumten, ließ prunkvolle Paläste ebenso gleichgültig hinter sich wie die kahlen, hohen Mietstafernen der Arbeiterviertel, sah in den Laubentkolumnen lustige Fähnchen flattern und hielt schließlich, seinen Lauf mit verbläffendem und dann jäh sterbendem Geräusch und ohne ermüdet zu sein einstellend, vor einem großen Fabrikgebäude, in dessen blinden Fenstern sich die Sonne spiegelte.

Im Fabrikportal begrüßte Lucie zunächst der neue Direktor, ein noch junger Mann, dessen Umgangsformen jene verhaltene, spröde Eleganz gut erzogener Menschen eigen war, die sie liebte.

Sie dankte ihm mit ein paar freundlichen Worten und bat ihn, sich dem Rundgang durch die Fabrik anzuschließen.

Die Beamten erröteten alle, sobald Lucie sie ansah oder ansprach, und in ihren Verbeugungen und in ihren gestammelten Antworten war viel des Ungeschickten und Vächerlichen, so, als drücke der Anblick der schönen jungen Frau ihre Demut ebenso herab, wie sie ihren Stolz darüber, daß sie sie sehen durften, steigerte.

Der Direktor erwies sich bei seinen Erklärungen nicht als ein nüchternen Fachmann, der langweilte, sondern als ein scharmanter Blauderer, dem es gelang, Trodenes interessant und dennoch verständlich zu machen und Zahlen einen Hauch von Leben einzubringen, und Lucie war dankbar genug, ihm aufmerksam zu folgen.

Lucie entzückte alle, die sie sah, wohingegen es zu merken war, daß Reiszner, der neue Chef, es noch nicht verstanden hatte, sich die Sympathien der Leute zu erwerben, denn man begegnete ihm überall mit einer Höflichkeit, der ein gut Teil Zwang und Furcht beigemischt war.

Selbst der Direktor verhielt sich ihm gegenüber leiz zurückhaltend, wenn auch in einer Form, die Ueberlegenheit genug besaß, es kaum zu zeigen.

Er war ein Mann der verbindlichen und beherrschten Geste, während Reiszner dort, wo er zu befehlen hatte, starr und finstern war und jene bewußte Wortkargheit zeigte, die Feinde ebenso wenig fürchtete, wie sie Freunde wünschte.

Seine Haltung war die eines ewig defensiven Kämpfers, der doch, um einem etwaigen Schlag zuvorzukommen, immer bereit ist, anzugreifen.

Lucie entging das nicht und sie stellte auf der Heimfahrt ihren Mann dieserhalb zur Rede: „Du kennst noch nicht die beste und leichteste Art, die Menschen zu nehmen. Man soll ihnen mißtrauen, ja, aber man soll es ihnen nicht zeigen. Denn ein Mißtrauen, das im Vorhinein da ist, ruft oft Angriffe, die nie erfolgt wären, hervor. Man soll die Menschen mit einem spielenden Lächeln überwinden, das um Verzeihung zu bitten scheint. Dann entgeht man ihrem Haß.“

„Das liegt im Blut,“ entgegnete Reiszner, „man kann es oder man kann es nicht.“

„Man lernt es auch,“ schmeichelte sie, „und ich werde es dich lehren.“

Der Einzug in ihr Heim gestaltete sich ebenso phrasen- und prunklos, wie der ganze Tag verlaufen war. Sie trafen ein und waren da, das war alles.

Profkop machte seine stumme Verbeugung so wie immer, nur daß er sich jetzt nach zwei Seiten hin verbeugte. Allein die weiblichen Bediensteten hielten es für angebracht, ein Besonderes zu tun, doch Lucie schmitt ihrer feierlichen Begrüßung lachend das Wort ab, indem sie erklärte, sie habe Hunger und fragte, ob es etwas Eßbares gebe.

Sie begaben sich in das Speisezimmer, für dessen Tisch man die Rosenstöcke im Garten gepflündert hatte. Der Duft der Blumen hatte etwas Schwül-Kaltes, doch ging ein starker Reiz von ihren Farben aus, die in ihrer Schattierung vom blasssten Weiß bis zum dunkelsten Rot ein Bild erstarrter und unbefleckter Schönheit gaben.

Profkop bediente, und es machte den Eindruck, als ob er, der bislang immer nur Herren das Dasein bequemer gemacht hatte, seinen Ehrgeiz darein setzte, auch eine Dame zufriedenzustellen, was ihm auch vollauf gelang.

„Das ist ein Mensch, um den ich dich beneide,“ sagte Lucie, „denn es wird mir nie gelingen, ihn auf meine Seite zu ziehen.“

„Ich hoffe es,“ erwiderte Reiszner, und sein Scherz hatte diesmal eine kaum merkbare Beimischung von Ernst.

Das Mahl war einfach, aber es mundete, weil es bei ihm darauf ankam, wirklich zu essen und nicht bloß zu kosten.

Als Tischgetränk gab es alten Rheinwein, mit dem sich Reiszner den Kellner gefüllt hatte, seit er es in Tirol gelernt hatte, zu trinken.

Sein Duft vermengte sich mit dem der Rosen und nahm auch die Würze an, die die reine Nachtlust durch die offenen Fenster hereinwehte: den süßen Geruch der draußen vor dem Hause blühenden Vinden.

„Ist es wahr, waren wir im Mai wirklich noch unter Fremden,“ sagte Reiszner, „unter Menschen, die uns gleichgültig waren und die uns höchstens interessierten, wenn wir sahen, wie ungeschickt sie uns bestahlen?“

„Wir werden es wieder sein,“ antwortete Lucie, „läng-

stens in einem Jahr, wenn unsere Nerven wieder nach diesen Menschen schreien werden, die, wenn sie uns bestehlen, uns immerhin ein Vergnügen machen, das beruhigt, weil es belustigt."

Reisner führte Lucie in ihr Zimmer.

Es war kokett eingerichtet, ohne daß es süßlich wirkte, eine Lönung lässiger Behaglichkeit und fröhlicher Jugend war darin.

Die Vorhänge ließen das Licht nur gedämpft herein. Aber auch das künstliche Licht konnte man dermaßen abschwächen, daß das Zimmer nur von einem fahlen Schimmer überhaucht war, denn es gab einen Leuchtkörper, dessen Birne, versteckt und wie gefangen, von dickem blauen Glas umgeben war.

Dieses Licht schalteten sie jetzt ein.

Lucie streckte sich auf der Ottomane aus, stützte den Kopf in die Hand und hieß ihren Mann sich neben sie setzen: „Komm, erkläre mir jetzt deine Liebe.“

Es schien, als ob ihm dieser Ton zu dieser Stunde nicht recht gefalle, und er antwortete mit einem nervösen Beben in der Stimme: „Dein Sinn ist — auch jetzt — noch so... leicht?“

Sie nickte. „Reicht und heiter, — und soll er es nicht so bleiben?“

Er umfaßte sie und flüsterte ihr Worte zu, die erkennen ließen, welch geheime Bangigkeit in ihm war: „Liebst du mich? Würst du mich jemals lieben?“

„Sieh mich an!“ sagte sie einfach.

Er versuchte es, in ihren Augen zu lesen, deren Ruhe so groß und fest war, daß sie nicht erschauert werden konnte, — nie und durch nichts, dachte er bei sich. „Ja bewundere dich,“ sagte er.

„Denkst du an die Vergangenheit?“ fragte sie ihn.

„Ich muß an sie denken, — sie verfolgt mich, — manchmal, — und gerade jetzt, ... wo ich am Ziel bin!“

„Am Anfang,“ verbesserte sie ihn, „denn nur am Anfang bist du, und du mußt beweisen, daß du stark genug bist, auch an das Ziel zu kommen.“

„Was ist das Ziel?“

„Wir haben ein gleiches Ziel: das, was wir schuldig geworden sind, zu bezahlen... Das ist unser Ziel!“

„Was wir schuldig geworden sind —?“

Sie streichelte ihn mit einem zärtlichen Ernst. „Das, was du die Vergangenheit nennst, ist nichts anderes als der Wechsel, den wir auf die Zukunft gezogen haben und den wir einlösen müssen... Wir haben Böses getan, ja, — jetzt müssen wir beweisen, daß wir das Recht hatten, dieses Böse zu tun!“

„Welches Recht?“ fragte er.

„Das der Selbsterhaltung,“ antwortete sie, „denn der, der tüchtig ist, darf leben!“

„Auch auf Kosten der anderen?“

„Wir leben immer und alle auf Kosten der anderen, wir leben immer gegen die anderen, — die auch niemals zögern, gegen uns zu leben, wenn sie die Stärkeren sind... Ja, darauf kommt es an: stark zu sein!“

Reisner schwieg und versuchte es, sich an den Pfahl, den sie vor ihn hin in die Erde gerammt hatte, anzulehnen, ihn zu umfassen, — ihn, der stark und groß war und der für alle Ewigkeit gemacht schien.

Sich so anlehnend, fühlte er mit einem Mal, wie ruhig er wurde, wie eine weiche Zuversicht in sein leeres Herz einzog, die es warm und hell machte, sehnsüchtig und glücklich, — ja, auch glücklich!

„Du findest Worte,“ sagte er, „die ich nie gefunden hätte, in dir ist alles klar, was in mir nur dumpf liegt, — ja, das schon immer in mir gelegen hat... Ich danke dir!“

„Kennst du jetzt dein Ziel?“ fragte sie ihn.

„Mein Ziel ist deine Liebe,“ antwortete er leise, „die ich erringen werde, wenn du siehst, daß ich der geworden bin, zu dem du mich machen möchtest?“

„Ja,“ stimmte sie freudig zu.

„Du, — du bist meine Hilfe!“

„Sagte ich dir das nicht schon einmal?“ fragte sie.

„Ja, ja...“

„Meine Liebe zu dir ist da, — sie ist eine junge Pflanze, die wachsen will, — und die nur wachsen kann und blühen wird, wenn, — wenn... du sie pflegst!“

„Ja,“ sagte er glücklich.

„Kannst du nun an meine Liebe glauben?“

„Ja, ja,“ rief er leise aus.

„Dann kannst du auch an dich glauben, — und das gerade ist es, was ich will!“

Das blaue Licht im Zimmer verwischte die Umrisse aller Gegenstände, verwischte ihre Formen und machte sie zu einem Toten, in das ein Traum, ein stiller Traum, ein verlangendes Leben gehaucht hatte.

Jrgendwo tickte dünn eine Uhr, und das hob die große Stille, die um sie war, noch mehr hervor, machte sie zu einem tiefen Wasser, das sie süß anzog und dessen grundloser Tiefe sie sich verlangend hingaben, bereit, in ihr den bebenden Schlaf des Glücks zu tun.

Er nahm sie in seine Arme: „Ich liebe dich, und ich fürchte nichts... nichts mehr!“

„Was hast du gefürchtet?“ fragte sie zärtlich.

„Den anderen,“ sagte er leise, „den, — den... in der Ferne!“

„Behrens —?“

„Ja...“

„Gerade heute, gerade jetzt?“

„Gerade heute, ja, — gerade jetzt.“

Er lachte leise, und die Stille um sie nahm dies Lachen auf, und der Schimmer der blassen Dämmerung legte sich darum, so daß es starb, — so leise, so kaum merklich, wie es gekommen war.

Und er erzählte ihr von dem Brief, den er am Morgen erhalten hatte.

„Wird er sich rächen?“ fragte er.

„Kann er es überhaupt, — und wann?“

„Ja, noch neun Jahre trennen uns von ihm, — noch neun Jahre...“

Das war eine Zeit, die so endlos schien, daß es wie eine Unmöglichkeit anmutete, daß sie überhaupt jemals kommen könnte!

„Und wenn,“ sagte sie, „was kann er tun?“

„Ja, was könnte er tun?“

Er fand dann die Dinge, wie andere Menschen sie auch finden: grausam, hart, und er hatte sich mit ihnen abzufinden, wie sich alle Menschen mit ihnen abfinden mußten: in Resignation... denn er war der Schwächere!

„Hastest du ihn?“ fragte er.

„Nein, im Gegenteil, — er lockt mich... Ja, irgend etwas in ihm lockt mich an, — ich weiß nicht, was es ist, und wieso es kommt, — vielleicht so, wie einen der Schmerz, den man einem andern bereiten muß, — ja, muß!... immer irgendwie süß reizt und lockt...“

Ihre Worte erstarben in einem Seufzer, denn sie spürte seine Küsse, sie spürte sein Verlangen und seine Demut... Neun Jahre, ging es ihm noch einmal durch den Kopf, neun lange Jahre...!

„Ich liebe dich,“ sagte er, mit bebenden Fingern ihr Haar auflösend, „du bist meine Frau!“

Sie lächelte schmachtend. „Ja, deine Frau...“

17. Kapitel.

Im Jahre darauf, im Mai, wurde Reisner ein Mädchen geboren.

In den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft war mit Lucie eine auffallende Veränderung vor sich gegangen. Sie, die körperlich aufgeblüht war, schien seelisch unter Aengsten zu leiden, war tief niedergeschlagen und konnte oft tagelang in ihrem Zimmer sitzen, Gedanken hingegeben, die sie quälten oder tief niederdrückten.

Der Arzt, den Reisner zu Rate zog, machte eine Geste, die die Bedeutungslosigkeit aller Besürchtungen dartun sollte, und sagte: „Unsinn! Das ist das Kind!“

„Aber viele macht doch gerade das zu erwartende Kind froh!“ wandte Reisner ein.

„Es macht sie froh und traurig, je nach dem, immer verändert es sie, wie sich ja jede Frau in einem solchen Zustand immer verändert.“

Es kamen aber auch Tage, wo Lucie das Bedürfnis empfand, sich an ihren Mann anzuschmiegen, wie um bei ihm eine Hilfe gegen etwas zu suchen, das ihr drohte.

Was war es?

„Ich fürchte mich jetzt zuweilen,“ sagte sie, „ach, ich fürchte mich so schrecklich!“

Und als ihr Mann meinte, daß es die bevorstehende Entbindung sei, vor der sie sich ängstigte, schüttelte sie den Kopf. „Das ist es nicht, das läßt mich kalt, darauf freue ich mich vielmehr, denn es wird die Erlösung sein, denke ich!...“

Nein, es ist etwas anderes. Etwas Unbestimmtes, für das es keine Worte gibt! . . . Ach, mir ist so bang!

Er war an solchen Tagen beständig um sie, obwohl ihm die Fabrik kaum noch Zeit ließ, Atem zu schöpfen.

Aber einmal glaubte sie, eine Erklärung gefunden zu haben, die Erklärung dafür, was es war, das sie so lähmte. „Es sind die Fesseln, die ich trage,“ sagte sie zu ihrem Mann, „die Fesseln der Mutterchaft, die der Mann der Frau auferlegt und mit denen er sie wehrlos und seinem Willen untertan macht.“

„Wenn das Fesseln sind, dann binden sie beide Teile, den Mann und die Frau,“ entgegnete Reizner, „sie binden beide so fest zusammen, daß sie unlöslich werden.“

„Das wäre richtig, wenn der Frau dann noch etwas bliebe außer ihrem Kind. Aber das Kind ist dann ihr alles, ihr Leben, denn sie ist Mutter, während der Mann neben dem Kind noch recht viel hat, woran er hängt . . . Für die Mutter ist das Kind das Ausschließliche und Große.“

„Das, wovon wir einmal sprachen?“ fragte er.

„Sie wurde rot und sah verstonnen vor sich hin: „Viel leicht . . .“

Gegen Ende Mai trat dann das Ereignis ein, das erwartet wurde, und gegen Abend schrie die Stimme eines winzigen Kindleins durch das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Zur wilden Kage.

Von H. Schwede-Heller.

Was das friedliche Café in dem kleinen Nest in Nordfrankreich mit einer wilden Kage gemein hatte, wußte keiner der Feldgrauen, die dort der Küche der alten Margot alle Ehre machten. Dicht unter dem grauen Dach, auf dem der Straße zugekehrten Giebelfeld prangte in grellen Farben, denen Sturm und Sonne scheinbar nichts hatten anhaben können, eine wilde, zum Streich bereitete Kage, und darüber in einem flammenden Bogen der Name des Wirtshauses: „Au chat sauvage“.

Als die ersten deutschen Soldaten nach der Einnahme des Ortes in dem Späse Quartier machen wollten, erschien ihnen das drohende Tier wie ein böses Omen, das zu Vorsicht und Mißtrauen mahnte. Aber es ließ sich nicht Verdächtiges finden. Alles war freundlich und hell, der von Rosen duftende Sommergarten, die Gaststube mit den kleinen Tischen und weißen Mullgardinen, die behäbige Margot in ihrer Spitzenhaube — blauen Schürze, die es mit den berühmtesten französischen „cordonsbleus“ aufnehmen konnte. Während sie, die erfahrene Köchin, alle materiellen Wünsche der Feldgrauen zu befriedigen suchte, sorgte Jeannette, die 14jährige Tochter des Besitzers, für ihre geistige Unterhaltung und trug ihnen alle Abende auf ihrem Harmonium ihre schönsten Lieder vor.

So ließ das Räderwerk, ohne zu knarren, obwohl Jeannettes Vater seit der Mobilmachung im Felde stand und eine schwere Krankheit den Großvater aus Bett gefesselt hielt. Ueber das wilde Tier auf dem Giebelfeld wurde nur noch gelacht, der „chat sauvage“ bildete seit bald einem Jahr die beliebteste und fröhlichste Soldatenweise. An einem Militage zogen neue Truppen in das französische Städtchen ein.

Am andern Morgen erschien vor dem Gasthaus eine Patrouille mit dem Befehl, das Haus von oben bis unten untersuchen zu lassen. Es war der Heeresleitung aufgefallen, daß der Feind auch dieses Mal wieder von der Truppenverschiebung Kunde erhalten und entsprechende Maßregeln getroffen hatte, und der Hauptmann hatte seinem tüchtigen Leutnant, einem jungen Philologen, den Auftrag gegeben, das Spionennest aufzuspüren.

Der Gegenfah zwischen dem drohend fauchenden Tier über der Eingangstür und dem gutmütig-runden Gesicht der alten Margot auf der Schwelle war so drastisch-komisch, daß der Offizier ein Pächeln nicht unterdrücken konnte. Dann aber wurde gründlich Arbeit verrichtet. Nicht einmal vor dem Zimmer des schwerkranken Mannes machte Leutnant Huber Halt.

Eine dampfe, von Arzneien durchsättigte Luft schlug ihm beim Eintritt entgegen. Regungslos, mit seltsam blauearem Gesicht, in dem nur die fieberhaft funkeln Augen unter den lufdrigen Braunen zu leben schienen, lag der Alte im Bett. Es war etwas in ihm, vielleicht der Blick, vielleicht das struppige Haar und der verworrene Bart, das Leutnant Huber an die wilde Kage im Giebelfeld erinnerte.

Der Kranke suchte sich mühsam aufzurichten. „Je suis tout à votre service, Monsieur,“ sagte er höflich; aber man sah, wie schwer sich die Worte von seiner Zunge lösten. Man erst bemerkte Huber die Hilflosigkeit des Mannes und die großen, verängstigten Augen des halbwüchsigen Mädchens, das sich wie ein scheues Vögelchen aus Krankenbett drückte. Er ließ sich von Margot Schränke und Schubfächer öffnen, stellte einige Fragen, aus denen er erfuhr, daß der Alte, der Begründer des „chat sauvage“, seit Jahren gelähmt war, und zog sich dann zurück. Von einem Spionennest konnte in dem ganzen Städtchen nichts entdeckt werden, und über Hauptmann mußte

wohl oder übel annehmen, daß der Feind auf andere Weise Erkundigung einzog.

Huber mietete sich in einer Partierewohnung, neben dem Gasthaus, ein Zimmer mit dem Blick auf die Gärten, und lachend sprach er, ob vielleicht drüben unter den Rosenbeeten der böse „chat sauvage“ schleiche.

Am Abend in der Gaststube, als blaue und rote Campions von der Decke hingen, sah er Jeannette wieder. Sie trug ein weißes Kleid und eine Mandoline mit vielen flatternden bunten Bändern. Sie sang mit ihrem dünnen Kindesstimmen in gebrochenem Deutsch die Nacht am Rhein und sogar Deutschland, Deutschland über alles. Die Soldaten klatschten laut Beifall und spendeten gern, als sie den Zimtmeller herumreichte, ihre Mädelstücke.

Huber legte einen Franken auf die Platte. Das Mädchen tat ihm leid. Es war etwas so seltsam Qualvolles und völlig Unbeteiligtes in dem schmalen Gesicht. Der Blick schien wie erstarrt und nur in Furcht und Sorge aufzublitzeln zu können. Er mußte instinktiv, daß hier etwas nicht stimmte, und daß Margots Erklärung, Jeannette sei seit einer Gehirnentzündung nie mehr ganz normal geworden, nicht der einzige Grund für das scheue Wesen des Mädchens sein konnte.

Eines Morgens sah er sie in aller Frühe Sträuße für die Gaststube aus Rosen und Rosmarin binden. Sie trällerte ein altfranzösisches Kinderlied vor sich hin:

„J'ai descendu dans le jardin. Pour cueillir du romarin“

Zum ersten Mal war etwas Kindlich-Fröhliches an ihr. „Jeannette!“ Huber war an den Baum getreten und winkte sie zu sich heran. Sie schrak wie ein geängstigtes Wild zusammen und schien ins Haus flüchten zu wollen. „Brauchst dich nicht zu fürchten“, meinte Huber mit einem gütigen Pächeln und fragte dann — immer in ihrer Muttersprache — von wann sie das schöne Lied vom „romarin“ gelernt hätte und ob sie die Blumen gern hätte.

Stodend erzählte sie von ihrem Vater, der sie all die chansons und das Mandolinenspiel gelehrt und all die Blumen im Garten gepflanzt hatte. „Du hattest einen lieben Papa!“ Sie strahlte. Auf einen Augenblick war das Wilde, Verängstigte von ihr abgefallen. Der Blick wurde frei und vertrauensvoll. „Er wird sicher wiederkommen,“ meinte Huber, „bis dahin haß Du ja Margot und den grand-papa.“

Sofort wurde das Gesicht, das sich eben erst aufgehellt hatte, wieder finstern und verschlossen. Das fiel Huber auf, und er fragte: „Haßt du auch Margot recht lieb?“ Ganz leise und rasch antwortete das Mädchen: „Papa hatte sie entlassen; aber als er fort war, hat Großvater sie gleich wieder zu sich genommen.“ Dann aber, als wenn es sie schon, so viel gesprochen zu haben, schoß Jeannette wie ein Pfeil ins Haus.

Einige Tage darauf, als sie wieder im Garten stand, zeigte ihr Huber zwei schöne bunte Haarbänder, die er ihr aus der Stadt mitgebracht hatte. Damit war die verängstigte kleine Seele wieder zahn geworden. Offener und freier als das Mal zuvor sprach sie mit dem Offizier. Er erfuhr aus ihren Worten, daß der Großvater ihr die deutschen Lieder beigebracht und ihr befohlen hatte, sie zu singen. „Mais papa ne savait pas content“, meinte sie, Huber drang nicht weiter auf sie ein. Es war ihm jetzt klar, daß sie in einer ständigen Furcht vor Margot und dem Großvater lebte, und daß sie gezwungen war, ihnen zu gehorchen. Noch ein Weilchen plauderten sie zusammen. Da erkünte plötzlich vom Dachfenster her ein Pfiff, der Jeannette wie Spenslaub erzittern ließ. „Grand-père“ sagte sie nur und rannte ins Haus.

Am Abend traf er sie wieder vor der Gaststube. Sie hatte das weiße Kleid und die Mandoline. Aber das Gesicht war ganz schmal und vertrocknet. „Hat Großvater geschlafen?“ fragte er und strich mit der Hand über den dunklen Scheitel. Die dicken Tränen rollten über ihre Waden, als sie die Liebschöpfung verpirte.

„Er hat mich geschlagen“, sagte sie zitternd. Redend, um sie aufzumuntern, meinte Huber, sie sei wohl unartig gewesen. Ebnen Augenblick zögerte das Mädchen. Dann meinte sie rasch, wie nach Befreiung ringend, der Großvater habe von seinem Bett aus gesehen, wie sie mit dem Offizier gesprochen habe, und das habe er ihr doch immer verboten.

Huber war an dem Abend sehr nachdenklich geworden. Ihm war, als lasse hier irgendein Geheimnis, das er lüften mußte. Was für ein seltsamer Mann der Großvater war. Ein Schwerverkranker, der seine Enkelin schlug. Ein Chauvinist, der ihr verbot, mit einem deutschen Soldaten zu reden, und ihr dennoch befehl, um des Geldes willen die Nacht am Rhein zu singen. Wieder mußte er an die wilde Kage auf dem Giebelfeld denken, und er nahm sich vor, jetzt auf seiner Hut zu sein. Sein Mißtrauen wollte nicht wieder einschlafen, und er beobachtete jetzt auch die alte Köchin, von der Jeannette, die ganz vertraulich geworden war, ihm erzählte, daß sie den Großvater alles sage und ihm nicht leiden könne. Es fiel ihm jetzt auf, daß sie das Deutsch sehr gut beherrschte und durch geschickte Fragen, scheinbar nur aus Teilnahme und Güte, sich alles mögliche von den Soldaten erzählen ließ.

Dann aber kam eine Zeit, wo der Dienst alle Kräfte des Leutnants in Anspruch nahm und er all seine unklaren Befürchtungen als Hirngespinnste beiseite ließ. Die Heeresleitung hatte den Befehl gegeben, vom Feind unbemerkt, ganz unauffällig das Gros der Truppen aus dem Städtchen zurückzuführen und nur geringe Kräfte dort zu lassen. Huber hatte Order erhalten, zurückzubleiben. Den

ganzen Tag und ohne jede Stockung vollzog sich der Abtransport von Soldaten und Munition. Spät abends, als sich der Leutnant völlig erschöpft zur Ruhe begeben wollte, hörte er es vom Garten her an seinen Tadel klopfen. Es war Jeanette, die bleich vor Erregung Einlass begehrte.

„Sind Sie nicht fort?“ fragte sie, und es war, als schüre die Angst ihr die Kehle zusammen. Er scherzte: „Bist Du nicht froh, daß ich hierbleibe?“

Sie aber sagte: „Gehen Sie fort, wie die anderen Soldaten — sonst müssen Sie sterben — und Sie sind doch so gut zu mir gewesen!“ Ihr Atem flog. Sie zitterte an allen Gliedern.

Er fuhr lieblos über ihren dunklen Scheitel. Da schluchzte sie auf, und in jäh ausbrechender Leidenschaft umschlang sie seine Arme. Wie lang verhaltenes Hochwasser stürzten die Worte aus ihrem Mund. Sie hatte an grand-papas Lär geklopft, weil sie sich ärgerte, daß er und Margot sie immer hinausjückten, wenn sie etwas zu bereden hatten. Und da hatte sie ganz deutlich Großpapa lachen und sagen hören: „Nun haben wir sie in der Falle, die Preussens, auch Jeanettes schönen Offizier. Morgen um die Zeit sind sie tout morts!“ Und dann hatte er aus dem Bett einen Kasten herangeholt und hineingepfropfen und alles erzählt, was am Tage geschehen war.

„Einen Kasten herangeholt?“ Huber war jäh aufgesprungen. Wie ein Schlag hatte das Wort gewirkt. Alles war ihm blisähnlich klar geworden. Der Alte oben war ein Spion, und durch sein Bett lief eine Telephonleitung. Darum die Krankheit. Darum die Mißhandlung des Kindes, das kein Mitwisser sein durfte. Darum Margots gute Küche, und um jeden Verdacht fernzuhalten, die deutschen Vaterlandslieder, die Jeanette hatte singen müssen. Also hatte die wilde Rage auf dem Giebelseite doch recht behalten. Aber sie war nur ein Symbol. Oben unter dem Dache hauste der wirkliche „chat sauvage“. Nun galt es zu handeln. Jede Verzögerung konnte Tausenden von tapferen Soldaten das Leben kosten. Mit einem Ruck löste er des Mädchens Hände. „Ich danke Dir, Jeanette, Du hast mich und viele worn Tode bewahrt.“ Er freischelte sie noch einmal, empfahl ihr, ganz still in seiner Wohnung zu bleiben.

Dann stürmte er hinaus, bis zum Dachzimmer des Großvaters. Die Tür war verschlossen, aber er hob sie aus den Angeln, als sei sie aus Wappe gewesen. „Spion — wo ist dein Telephon?“ jächte er den Alten an. Mit Witzeschnelle, wirklich einer wilden Rage gleich, schoß der Alte in die Höhe, um dem Offizier einen Schlag zu versetzen. „Dann Preussens“, künzte er. Aber Huber war auf seiner Hut. Er hielt den Revolver schußbereit. Die Waffe entlud sich, und wie eine schwere Masse stürzte der Alte zu Boden. Noch eine tödliche Häßes — ein kurzes Röcheln, und der chat sauvage, der so lange hier gehaust hatte, konnte keinem deutschen Soldaten mehr gefährlich werden.

Der heiße Kampf am anderen Morgen endete mit einem vollen Sieg der deutschen Truppen. Als das schwere Ringen vorüber war, bröngte es Huber mit Gewalt durch die verschütteten und angriffenen Straßen nach dem Haus, wo er Jeanette zurückgelassen hatte.

Eine Granate hatte die Giebelseite des Galthauses beschädigt und die wilde Rage mit dem flammenden Wogen zerstört. Unten aber im Garten unter den Rosen- und Rosmarinsträuchern lag Jeanette wie auf einem Blumenbett. Sie lächelte und hielt noch in der Hand den Strauß, den sie für Huber hatte pflücken wollen. Seine Verwundung war an ihr zu sehen. Nur an der Säßse ein kleiner Riß, so, als habe die wilde Rage vor dem Zusammenbrechen das Mädchen noch leise mit seinen vergifteten Krallen berührt.

In der Heimat, in der Heimat . . .

Von Walter Jensen (Bshv.).

Es war schon spät in der Nacht, als ich heimkam. Klein-Jutta war längst schlafen gegangen, und nun stand ich vor ihrem Bettchen, wie Mäbige vor einem Wunder stehen mögen. Der Lichtschabl, der durch den Türspalt ins dunkle Zimmer fiel, traf gerade das Gesichtchen.

Und so fest hatte ich mir vorgenommen, die Kleine nicht aus ihrem Kinderstube aufzuwecken! Aber wie von einem Magnet wurden meine Finger zu den mitwölligen Ringelhaaren hingezogen, dann strichen sie über die runden Wächchen — ja, und schließlich — als Vater einer dreijährigen Tochter durfte ich doch nicht dulden, daß so ein großes Kind noch mit dem Dämmchen im Mund schlief, und da zog ich ihr ganz leicht das Händchen von dem Engelsköpfchen fort.

Da strahlten auf einmal zwei Lichter auf und löschten wieder für einen Augenblick, dann blinzelten sie ein wenig, wurden groß und größer, und dann jubelte es in hellem Kinderjubiläum: „Der Vater is kommen, der Vater is kommen!“ Und dann quirlten und wackelten Beinchen, Arme, Köpfe, Decken im Uebermaß durcheinander, und als alles ein richtiger Gullasch war, fanden sich allmählich die zusammengehörigen Glieder wieder zusammen und krabbelten mir auf den Arm. Zwei weiche Kermägen umschlangen meinen Nacken. Wir haben da draußen ja ganz vergessen, wie

weich so ein Paar Kinderarme sind!) Und ein schlafrotes, heißes Wächchen schmiegte sich an meine anrauherte Wange. Dann fing ein Klappermäuschen zu klappern an: „Vater, hast jetzt immer Urlaub? Is jey kein Krieg mehr? Weibisch jey beim Kind?“ Ohne weitere Antwort abzuwarten, hielt es die kleine Dame im Nachhinein nun für nötig, mich mit den neuesten Erscheinungen der Weltliteratur vertraut zu machen, zum Beispiel lernte ich bei dieser Gelegenheit „Hoffmäuschen“, „Dorwürstchen“ und „Mähenputtel“ kennen und schätzen. Damit hieß es wieder: „Vater, hast 'n Kaiser jey geschriebe, daß kein Krieg mehr sein soll?“ „Kind, da kann kein Kaiser und kein König und kein Schutzmann was dran machen!“ — „Na, aber doch der liebe Gott!“ — „Wer weiß?“ — „Sag dir's ihm doch mal, Vater! Ich hab's ihm schon so oft gesagt!“ — „Das Dämmchen war dem Mäuschen wieder bedenklich nahe gekommen: Am, um, um, um, „Über Kind!“ So groß und noch Taunentusch!“ — „Vaterle, mein Bettchen is jey immer trocken! Wer habe's dir als g'schriebe! — Am, um, um, um. Ich Krieg als e G, wenn ich brav bin — — — Am, um, um, um — — — 's Wolf jey pfühndpfiertzig Pfennig . . . Am, um, um, um. . .“ Da waren die Lichter wieder erloschen. Ich stand lange und haunte.

„Ist unser Kind so recht? Dieber!“, sagte eine liebe Stimme. Und meine Künfte baten um Berücksichtigung, daß ich über dem Kindeswunder das Wunder der Natur vergessen hatte. Und wieder hingent zwei weiche Arme an meinem Nacken.

Und das Mat sang die wundersame, süßwehe Weise der Sehnsucht, die so alt ist wie dieser Erdball, der heute vom Lärm unserer Waffen widerhallt, und noch viel älter.

Büchertisch.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heßborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Jahrbuch ist jeben mit folgendem Inhalt erschienen: Egon Erwin Kisch: Wesen des Reporters; S. W. Klein: Ein Bekenntnis junger Kunst; Will Scheller: Stefan Georges Wort zum Weltkrieg; Alfred Diefle: Sturm und Heufe; Julius Bab: Deutsche Kriegskunst von heute IX. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Weiße Rüben oder Bodenkohlrabenrand. Drei Pfund Rüben werden in Salzwasser gar gekocht, durch die Fleischmaschine getrieben, ebenso ¼ Pfund gekochte Kartoffeln. Dies wird mit Salz und geträumt und gekochenen Zwiebeln vermengt und alles in eine gefettete Kaugform gefüllt, ¼ Stunde gebacken. Den Kratz stürzt man auf einen runden Teller und richtet in der Mitte ein Gemüse (Winterröhl, Wirsing, Sauerkraut, Rosenkohl) an.

Gebakenes Kohlrubenmus. 3 Pfund Kohlrüben werden weich gekocht, durch die Maschine getrieben, sowie 1 Pfund gekochte Kartoffeln. Diese Masse wird mit 1 Eigelb, Salz, etwas Muskat vermengt und zuletzt der steife Eiweißschnee darunter gezogen. Man gibt das Mus in eine gefettete Kasten- oder Rehrübenform, bestreicht die Oberfläche mit ein wenig Fett (kann auch weggelassen) und bäckt das Mus etwa 45 Minuten.

Lauchgemüse. 5 Lauchstangen werden von der Wurzel und Blattspitzen befreit, gereinigt und unregelmäßig geschnitten. Drei Pfund geschälte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln werden mit dem Lauch in wenig Fett gedämpft, mit heißem Wasser aufgefüllt, daß es darüber geht und langsam 1 Stunde gekocht. Vor dem Anrichten salzen und Wursträdchen hineinschneiden.

Rösselsprung.

zer	gen	Minu	Minu	ren	uns
ten	ro	stö	brin	ro	ten
was	ten	brach	bau	ten	was
nicht		Jah	Jah		er

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer.

Bauhändlerverlei.